

Martin Arnold

Vom Ich zum Wir

Soziales Engagement zahlt sich aus

NZZ Libro

Vorwort	9
Teil I: Hintergründe der Freiwilligenarbeit	
Gemeinnutz: Engagement für «das grösste Glück der grössten Zahl»	21
Ein Blick in die Geschichte der Freiwilligenarbeit: Geld und Brot gegen gutes Gewissen	51
Teil II: Facetten der Freiwilligenarbeit heute	
«Ich will Freude an der Bewegung vermitteln»: Engagiert im Behindertensport	69
Dorfchroniken: Geschichten erzählen als uralte Form der Freiwilligenarbeit	75
Brüder und Schwestern im Blute: Unterwegs im Blutspendezentrum	79
Kann Leben retten so einfach sein? <i>Von Sissi Fritze</i>	81

Erinnerungen an ein intaktes Dorfleben: Erhalt der Infrastruktur in Randregionen als Freiwilligenarbeit	86
Exkurs: Frauenemanzipation und gemeinnütziges Engagement	91
«Die Menschen wollen etwas bei sich verändern»: Selbsthilfegruppen als Arbeit an sich selbst	98
Eine Werkstatt für alle: Sharing als Wegweiser aus der Ressourcenknappheit	102
«Das ist genau das Richtige»: Tutorinnen und Tutoren für die alten Menschen im abgelegenen Tal	106
«Man lernt, den Blick vom Bauchnabel wegzulenken»: Der Service Citoyen als Bürgerdienst für alle?	114
Nervensache: Einsatz mit dem Care-Team	119
Engagement gegen Ungerechtigkeit: Junge Menschen engagieren sich für Geflüchtete	125
Zeitvorsorge: Jetzt spenden, später Zeit erhalten	128
Freiwillig als Panda unterwegs: Gespräch mit Linda Müller, verantwortlich für die Freiwilligenarbeit des WWF in beiden Appenzell, St. Gallen und Thurgau	133
Raus aus der Bubble: Eine lebendige Demokratie braucht Milizarbeit	140

«Wir wollen überzeugen, selbst wenn wir wütend sind»: die Letzte Generation	147
«In kurzer Zeit sind 100 Artikel zu Burgen entstanden»: Wikipedia, die generische Wissensmaschine	150
«Mich fasziniert der intellektuelle Austausch»: Frauen dringend gesucht	155
«Freiwilliges Engagement ist wie dunkle Schokolade essen. Es macht glücklich»: Gespräch mit Cornelia Hürzeler vom Migros-Kulturprozent	159
Teil III: Freiwilligenarbeit und die Kraft der Emotionen	
Emotionale Aspekte der Freiwilligenarbeit	169
Stolz, Scham und Schuld	170
Dankbarkeit	171
Sinnhaftigkeit und Streben nach Glück	176
Schlussbetrachtungen	179
Anmerkungen	183

Freiwilliges Engagement macht mehr Menschen glücklich

Kann ein Staat, eine Gesellschaft erfolgreich sein, wenn das Gemeinwohl darin keine Rolle mehr spielt? Die meisten Leserinnen und Leser werden dies verneinen. Und doch wirken Begriffe wie Solidarität und Gemeinnutz heute wie aus der Zeit gefallen. Auf der anderen Seite engagieren sich auch gegenwärtig viele Menschen in Familie und Nachbarschaft, in Vereinen oder auch spontan in Projekten. Solidarisches Handeln bedeutet genau das: etwas tun, und zwar nicht aus Eigennutz, sondern im Dienst des Gemeinwohls.

Das vorliegende Buch möchte zeigen, dass uneigennütziges Tun populär ist. Und vor allem, dass Gemeinnutz ein gewaltiges Wachstumspotenzial hat. Bevor ich jedoch die «Akte Gemeinnutz» dringend zum Kauf empfehle, möchte ich das Geschäftsmodell verständlich machen. Was ist Gemeinnutz respektive Gemeinwohl? Das Gemeinwohl ist das Gesamtinteresse einer Gesellschaft – im Unterschied zu Individual- oder Gruppeninteressen. Gemeinnütziges Handeln fördert das Gemeinwohl, und das bedeutet auch, dass die verschiedenen Interessen ausbalanciert werden müssen.

Bis vor wenigen Jahrhunderten waren die Menschen sich selbst und der freiwilligen Hilfsbereitschaft ihrer Mitmenschen überlassen. Dann begannen Zünfte und Gilden, ihren hilfsbe-

dürftigen Mitgliedern zu helfen, und schliesslich initiierten die ersten Ärzte, Geistlichen und Lehrer Vereinigungen mit dem Ziel, Hilfsbedürftigen zur Seite zu stehen. Es bahnte sich eine neue Form der Aufklärung an: eine Kultur des Hinschauens und des Tätigwerdens angesichts des wachsenden Elends, das die beginnende industrielle Produktion und die Landflucht verursachten. Dass Solidarität seither institutionalisiert ist, bedeutet jedoch nicht, dass der einzelne Mensch aus seiner Mitverantwortung entlassen wäre.

Die sich im 19. Jahrhundert weiterentwickelnde Hilfstätigkeit führte zur Gründung von Versicherungen, professionellen Feuerwehren, Rettungsteams und vielem mehr. Hilfe wurde zunehmend organisiert, systematisiert und mit einem monetären Gegenwert versehen, sie entwickelte sich so zu einem Teil des wirtschaftlichen Lebens. Früher bedeutete eine zerstörerische Lawine aus Schnee oder Schlamm, eine Feuersbrunst oder eine Überschwemmung vor allem eines: die Vernichtung der Existenz – so wie wir es heute noch bei Naturkatastrophen in der Dritten Welt erleben. Gewiss: Die Unversehrtheit an Leib und Leben kann uns auch heute niemand garantieren. Aber es gibt die Zusicherung von Staat und Gesellschaft, im Fall einer Katastrophe sofort zu helfen, wodurch die materielle Grundlage des Lebens weiter besteht. Genau dazu braucht es institutionalisierte Hilfe. Es braucht Helferinnen und Helfer, die am Tag nach der Katastrophe nicht bereits wieder abziehen, und es braucht eine Zukunftsperspektive für die Betroffenen. Diese organisierte Hilfskaskade betrachten viele als selbstverständlich. Wir zahlen Steuern und halten dies für eine Art Ablasshandel mit dem Staat. Er kümmert sich um alles – wir nur um unser Vergnügen. Die Not wird nur dann ein Thema, wenn ihr Anblick uns stört.

Dieses Buch beschäftigt sich auch mit der Frage, ob die organisierte Solidarität die private Hilfsbereitschaft erlahmen

lässt, und es plädiert für eine Wechselbeziehung zwischen den beiden. Niemand kann sagen, dass ihn die Not der anderen nichts angehe, es werde schon geholfen, von welcher Seite auch immer. «Das Erste, was wir aus der Katastrophe gelernt haben, ist, dass die ersten drei bis fünf Tage allein mit Nachbarschaftshilfe überstanden werden müssen. Der Staat kann gar nichts machen. Er kann nicht einmal zu den Quellen der grössten Not vordringen.» Der Mann, von dem diese Sätze stammen, arbeitete als Führer im Hanshin-Awaji-Erdbeben-Gedenkmuseum der japanischen Hafenstadt Kobe. Dort bebte 1995 mit einer Stärke von 7,3 Magnituden die Erde. 4.500 Menschen verloren ihr Leben, 61.000 Gebäude wurden völlig zerstört. Warum war (staatliche) Hilfe in dieser Situation unmöglich? «Die Feuerwehrmänner kamen nicht zu ihren Stützpunkten, Menschen verloren die Orientierung, weil sich die Geografie der Stadt in Sekunden völlig veränderte, gegen den Strom von aus der Stadt Flüchtenden konnte man nicht ankämpfen», erinnert sich der Mann, der das Beben überlebt hat. Er erinnert sich aber auch an ein weiteres grosses Problem. «Es kamen in zwei Tagen über eine Million freiwillige Helferinnen und Helfer. Wir konnten nicht so viele einsetzen. Sie waren ja nicht ausgebildet und wurden zur zusätzlichen Last, weil wir sie ernähren mussten.» Nützlich sind Freiwillige nur dann, wenn sie auch benötigt werden bzw. sinnvoll eingesetzt werden können. Zentral war und ist in solchen Situationen hingegen die unmittelbare Nachbarschaftshilfe. Das war auch bei dem schweren Erdbeben in der Türkei und in Syrien am 6. Februar 2023 nicht anders. Diese Erfahrung zeigt: Der Staat kann nicht alle Probleme lösen.

Eine weitere Erkenntnis ist, nebenbei bemerkt, die, dass in Katastrophensituationen die unterschiedlichen Charaktere der Menschen deutlicher als sonst in Erscheinung treten. Da gibt es Menschen, die kaum mehr schlafen und stattdessen helfen, wo sie nur können. Es gibt aber auch Menschen, die solche Situa-

tionen ausnutzen. Als ich am 23. Juni 2001 in der südperuanischen Metropole Arequipa in ein noch stärkeres Erdbeben als jenes in Kobe geriet, war das Chaos unbeschreiblich, aber auch die Hilfsbereitschaft – sowie die Schlitzohrigkeit beispielsweise der Taxifahrer, deren Tarife sich innerhalb einer Minute verzehnfachten. Zwar haben die meisten Menschen zuerst die Sicherheit der eigenen Familie im Sinn, doch schon der zweite Blick gilt oft den Nachbarn und der näheren Umgebung. Es zeigt sich hier bei vielen eine grundsätzliche Hilfsbereitschaft, die sich entfalten möchte – genauso wie bei anderen eben die eigene kriminelle Energie zum Tragen kommt. So glasklar erkennbar werden die verschiedenen Charaktere wie gesagt nur in Ausnahmesituationen.

Weil das Gemeinwohl für einen modernen Staat so wichtig ist, hat sich die Professionalisierung der Hilfeleistungen verstärkt. Dazu gehören notwendig Organisationsstrukturen und ein gewisses Mass an Verwaltung. Dadurch ist auch die Distanz jedes Einzelnen zum aktiven Einsatz für das Gemeinwohl grösser geworden. Unsere Kleinkinder sind in Krippen, unsere Kinder in Schulen, die Kranken und Verunfallten in Spitälern und die Alten in Altersheimen untergebracht. Um die Armen kümmert sich die Sozialhilfe, Brände löscht die Feuerwehr, aus der Seenot rettet uns die Seepolizei, die Verteidigung übernimmt die Armee, Diebstahl verfolgt die Polizei, um den Verlust kümmert sich die Versicherung, und wenn wir uns verantwortungslos bei schlechtem Wetter im Gebirge verirren, rettet uns die Rega.

Was uns beschäftigt, ist allenfalls die Frage, wie sogenannte Schmarotzer von dieser für uns selbstverständlich gewordenen Hilfe ferngehalten werden können. Doch wer ein soziales System ausnutzen will oder sich pausenlos über jene Gedanken macht, die es ausnutzen könnten, hat das Wesen der Solidarität aus den Augen verloren. Solidarität verlangt, sich in andere ein-

zufühlen, um den Betroffenen mit der richtigen Hilfe die Möglichkeit zu geben, sich selbst und später wiederum anderen zu helfen. Die professionelle, institutionalisierte Hilfe hat die Einsatzgebiete der früheren, komplett idealistischen Freiwilligenhilfe übernommen, ohne Letztere dadurch infrage zu stellen. Für Menschen, die sich engagieren, haben sich immer wieder neue Handlungsfelder aufgetan. Es gibt unendlich viele Gründe, die für einen persönlichen Einsatz zum Wohl anderer sprechen, und es gibt nichts, was dagegen spricht. Warum müssen wir uns trotzdem Gedanken darüber machen, wie wir es anstellen, dass freiwilliges Engagement eine kontinuierlich sprudelnde, niemals versiegende Quelle bleibt? Wie kann es gelingen, Menschen, die nie damit in Berührung gekommen sind, von der persönlichen Bereicherung durch freiwillig geleistete Arbeit zu überzeugen?

Dieses Buch möchte nicht nur den längst verwischten Spuren der Ursprünge der Freiwilligenarbeit nachgehen, sondern anhand zahlreicher Beispiele vor allem die heutige Situation beleuchten und versuchen, daraus Perspektiven für die weitere Entwicklung abzuleiten. Denn eines ist sicher: Auch die zukünftige Gesellschaft wird ohne das Engagement Freiwilliger nicht auskommen. Die gesellschaftlichen Herausforderungen sind so gross wie noch nie. Die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg haben uns ein trügerisches Gefühl der Sicherheit und der Lösbarkeit aller Probleme sowie der Organisierbarkeit aller Massnahmen zur Linderung von Not vermittelt. Aber wir stehen auf dünnem Eis. Das haben viele Menschen in den letzten Jahren begriffen. Das vorliegende Buch beschreibt solidarisches Handeln im professionellen, aber auch im privaten Rahmen. Niemand weist den Nachbarn fort, wenn dessen Haus weggeschwemmt oder Opfer einer Feuersbrunst geworden ist. Doch Solidarität fängt schon an, wenn es darum geht, einer alten Frau im Bus Platz zu machen. Nebenbei bemerkt: Viele Jugend-

liche tun dies – entgegen ihrem Ruf. In einem Artikel konstatierte die deutsche Wochenzeitung *Die Zeit* gar eine Rückkehr der Spenden- und Hilfsbereitschaft und vermutete dahinter «die Sehnsucht, einen Humanismus praktizieren zu können»¹. In diese Richtung weisen auch sozialpsychologische Untersuchungen. In Spielsituationen, in denen die Teilnehmenden verdeckt einen Geldbetrag in einen Gemeinschaftstopf werfen können, woraufhin der Betrag verdoppelt wird, oder aber als Trittbrettfahrer das Geld behalten können, um am Ende zusätzlich vom Gemeinschaftstopf zu profitieren, entscheidet sich die Mehrheit für die solidarische Variante. Die Soziologie spricht hier von einem experimentellen Dilemmaspiel.²

Der Neuenburger Philosoph Denis de Rougemont meint sinngemäss, dass die Wiederherstellung einer gemeinschaftsfördernden gesellschaftlichen Umwelt notwendig sei, um Menschen von der Einsamkeit zu befreien. Darauf, dass der Mensch in erster Linie ein soziales Wesen ist, spielt auch der Schweizer Publizist und Philosoph Ludwig Hasler an, wenn er sagt: «Man kann in einem Theaterensemble seine Rolle nur gut spielen, wenn auch die anderen ihre gut spielen können.»³ Das ist kein billiger Aufruf zu engagierter Nächstenliebe, sondern eine Erinnerung daran, dass jeder Mensch am Anfang seines Lebens Solidarität erfahren hat, sonst hätte er als Säugling nicht überlebt. Jeder Mensch wird gefüttert, gewickelt und getröstet. Die Eltern stellten dies nie in Rechnung. Vielleicht ist diese Erkenntnis, dass es ohne Solidarität einfach nicht geht, ein Grund dafür, dass soziales Engagement und tatkräftige Hilfe trotz Individualisierung, Konsumexzessen und Social Media immer noch verbreitet sind (Vielleicht ist das Phänomen Social Media nur eine Ablenkung, die, wie Psychopharmaka, hilft, über lange Zeit ein falsches Leben erträglich zu machen. Erst der Verzicht öffnet dann den Blick dafür, was besser gemacht werden kann).